

I. KAPITEL

Die Stille der Sommertage hatte sich über das Städtchen gebreitet. Früh am Morgen schon gingen die Jungen baden und die Straßen und Vorstadtviertel blieben öd, träge und stumm zurück. Gegen Abend gab es dann etwas Bewegung, doch auch diese verlief sich beim ersten Wehen des Abendwindes. Und gelassen legte das Städtchen seine Straßen den schweigsam träumenden Paaren zu Füßen. Es war Sommer und heiß. Es waren Ferien. Und es war eine Kleinstadt – also Eintönigkeit, Trägheit, Betäubung – lauter Dinge, die mit dem Begriff Jugend unvereinbar sind. Es waren daher die jungen Leute, die am meisten unter dieser Atmosphäre litten. Und es war warm und man wurde schlaff, und nichts Ungewöhnliches tauchte am Horizont auf.

Eine Zeitlang hatten alle jungen Leute – und nicht nur die jungen – sich in Gesprächen, Erzählungen und Bemerkungen über die Abenteuer und Heldentaten der Kirschwinkler in der Schwarzen Höhle erschöpft. Doch je rascher sich der Ruhm verbreitet, desto rascher verschwindet er wieder. Und das vor allem in einer Kleinstadt, wo das Geräusch einer in der Stadtmitte zersplittenden Fensterscheibe in sämtlichen Vorstädten zu hören ist. Gereimtes und Ungereimtes war über die Kirschwinkler zusammengesendet worden, doch bekanntlich beginnt eine zu häufig gespielte Melodie mit der Zeit langweilig zu werden. Der einzige, der nicht damit einverstanden zu sein schien, was einst ein Großer der Menschheit über die Vergänglichkeit des Ruhms gesagt, war natürlich Ticá. In seinen Augen glück der Ruhm nicht den Wellenkreisen, die entstehen, wenn ein Stein ins Wasser fällt, und die größer und größer werden, bis sie sich unmerklich im Glitzern des Wassers verlieren. Er fuhr fort, an den Ruhm zu glauben, und erschien daher – auf der Suche nach Bewunderern – fast täglich gegen Abend im Friseursalon

„Hygiene“. Da sich dieser Laden jedoch keiner allzugroßen Kundschaft erfreute, waren Ticaš Bemühungen so ziemlich erfolglos. Bis ins Innerste berührt, hörte der stupnsasige, verstruwwelte Knirps täglich nur den einen Satz, den Dans Vater schonungslos aussprach :

„Die Bewohner unserer Stadt, mein Herr, haben zwei große Fehler : sie lassen sich den Bart nicht scheeren und lieben ihre Kinder nicht.“

Und Ticaš trolche sich ein wenig getröstet heimwärts.

Die Kirschwinkler litten schwer unter der Hitze, der Erschlaffung, der Tatenlosigkeit und vor allem unter unvorhergesehenen Trennungen. Victor war auf eine Einladung der tschechoslowakischen Jugend für drei Wochen nach Bratislava gefahren, Ionel verbrachte einen Teil der Ferien irgendwo weit fort mit seinen Eltern. Der Bär beteiligte sich an allerlei Sportwettkämpfen und trainierte vor allem für ein Freundschaftsboxen mit dem Juniorenlandesmeister. Die übrigen, Maria, Dan und Lucia vertrieben sich die Zeit mit Schreiben, Lesen und Träumen.

Und noch war nichts Ungewöhnliches am Horizont aufgetaucht.

Wäre Ticaš damals nicht in die Schule gegangen, um Mosch Timoftei zu besuchen, hätten die Kirschwinkler möglicherweise noch einige Tage lang gefaulenzt. Und wer weiß, vielleicht sollte der zufällige Besuch Ticaš noch weit mehr zu bedeuten haben, als einen Weckruf, der ganz dazu angetan war, selbst die ärgsten Faulpelze und Murreliere aus dem Schlaf zu rütteln.

Ticaš erblickte im Schulhof zunächst weiter nichts als einen fremden Mann, der mit einem äußerst vergnügten Mosch Timoftei auf und ab wanderte. Dies entlockte dem Buben selbstverständlich keinen Ausruf der Verwunderung, ja, nicht einmal eine Frage (obgleich Ticaš den Mann nie zuvor in der Stadt gesehen hatte). Aber dann sah Ticaš noch etwas. Etwas, das seine Blicke und Gedanken gefangen nahm. Alle, die in kleinen Provinzstädten aufgewachsen sind, verstehen das sehr gut !

Neben der Wasserpumpe stand ein Mädchen – ein Mädchen mit gewellten, kurz geschnittenen dunklen Haaren und einem sehr weißen Kleid. Ticaš war noch nicht in dem Alter, da man vor einem solchen Anblick unwillkürlich ausruft : „Mein Gott, wie schön !“ Ticaš war die vollendete Verkörperung der Sachlichkeit und praktischen Lebensauffassung, er fragte sich nur eines : „Wer ist sie ?“

Da der Kirschwinkler nicht entdeckt zu werden wünschte, um nicht erröten zu müssen, kalkulierte er, daß es für ihn als Späher (zu dem er sich ad hoc und ohne irgendjemandes Einwilligung selbst emannt hatte) das beste sei, heimlich in den Schulhof zu gelangen, und sich auf den sichersten Beobachtungsposten zu begeben. Der Schulhof aber hätte für Ticá selbst dann keinerlei Geheimnisse geborgen, wenn er als Labyrinth erbaut worden wäre. Es war also das Werk weniger Augenblicke, was Ticá nun tat. Er kletterte im Schutze eines Baumstammes über den Zaun, schlüpfte unter den steinernen Treppenaufgang des Gebäudes und heftete von da, aus dem Dunkel, seine Blicke auf die weiße Erscheinung.

Die Erscheinung stand immer noch regungslos wie festgebantt neben dem Brunnen und ließ ihre Blicke in die blaue Weite wandern. Dies veranlaßte den Schlingel zu seiner ersten Feststellung: „Die ist wie meine Schwester, bestimmt sagt sie in Gedanken Gedichte auf.“ Und als das Mädchen in Weiß seinen Kopf schüttelte und einmal rasch mit der Hand durch die Luft fuhr, stellte Ticá weniger liebenswürdig fest: „Die scheint auch ein wenig hops zu sein!... Oder ist ihr eine Biene zu nahe gekommen.“ Doch als das Mädchen in Weiß an der steinernen Treppe vorbeiging und mit scharfer Stimme erklärte: „Wie dumm doch die Spione in dieser Stadt sind!“, da erstarren alle Gedanken in seinem Kopf, so daß er in diesem Augenblick außerstande war, weitere Feststellungen zu machen. Doch kam er sogleich wieder zu sich und streckte, um sich nicht so ohne weiteres geschlagen zu geben, mächtig die Zunge in der Richtung heraus, die das Mädchen eingeschlagen hatte. Dann flüsterte er befriedigt: „Wart nur du Neunmal-kluge, du wirst schon sehen...“

Was für Pläne Ticá damals durch den Kopf gegangen sind, weiß niemand genau. Tatsache aber ist, daß er nunmehr über eine Trommel verfügte, die er nur zu rühren brauchte, um selbst Tote aus ihren Gräbern zu erwecken.

So hatte der Zufall Ticá in die Lage versetzt, als erster das Ungewöhnliche wahrzunehmen, das in Gestalt eines dunkelhäutigen, verträumten und dennoch findigen Mädchens in sehr weißem Kleid in das Städtchen eingezogen war.

Der erste Mensch, dem Ticá die große Neugierkeit mitteilte, war Dan. Dies aus keinem besonderen Grund, sondern einfach, weil er sich mit seiner Schwester der Blumen wegen überworfen hatte (er hatte nämlich ohne Marias Einwilligung die

schönsten Blumen aus dem Garten abgepflückt, um sie seinem einzigartigen Herbarium einzuverleiben, und auf ihre Vortürle hin, hatte er sie zunächst für eine neidische Schwester erklärt, dann aber war er, wie laut sie auch ihre Stimme erhob, stiller und stiller geworden, weil sein Gesicht und seine Zunge in prachvoller Zusammenarbeit so tolle Gesichter schneiden, daß ihn selbst die Wetterhexe darum hätte beneiden können), und weil der Bär schon beim Morgengrauen zum Leichtathletiktraining irgendwohin weit den Fluß entlang gewandert war.

Hinter dem Haus im Schatten eines alten Nußbaums lag Dan und las eifrig. Ticä erblickte ihn, vergarb die Hände in den Taschen, räusperte sich und spazierte einigemal vor ihm auf und ab. Doch Dan war so sehr in sein Buch vertieft, daß er völlig vergaß, seinen Pflichten als Gasegeber nachzukommen. Ticä stieß einen leisen Pfiff aus.

Der Lesende wandte ihm unerschüttert den Rücken zu. Da wurde Ticä wütend und piff ihm ins Ohr.

Dan fuhr auf:

„Benimm dich, Stupsnase!“

„Aha, bist du aufgewacht, Langnase? ! Aber weißt du was, Dan, ich möchte dich bitten, mich nicht mehr Stupsnase zu nennen! Wenn ich mit einem Stupsnasigen anbinden wollte, würde ich mir etwas Klügeres ausdenken. Zum Beispiel Mops oder... Esel...“

„Na hör mal, hat denn der Esel eine Stupsnase?“

„Na hör mal, hast du etwa eine?“

Dan war Ticä prächtig auf den Leim gegangen. Er hatte sein Lesen unterbrochen und dazu auch noch eine tüchtige Beleidigung eingesteckt. Er sah sich daher veranlaßt, einzulenken:

„Du bist wohl nicht ohne Grund hergekommen, Stupsnase. Was hast du vor?“

Diesmal faßte Ticä – mit vollem Recht – die Stupsnase als Ausdruck der Sympathie auf und betrachtete seinen Rauefeldzug gegen Dan als abgeschlossen. Rasch fragte er:

„Wie lautet das Femininum von ‚Weißer Mohr‘?“*

Dan sah ihn verblüfft an. Der Schlingel fuhr also fort, ihn zum Besten zu halten.

„Wenn du mir mit solchen Dingen kommst“, erklärte er böse, „dann nimm bitte zur Kenntnis, daß ich mein Buch noch nicht ausgelesen habe.“

* Der weiße Mohr – Titelgestalt eines Märchens von Ion Creangă

„Das ist unwichtig. Ich werde sie das weiße Mohrenräulein nennen.“

„Seit wann ist sie in der Stadt?“

„Ich weiß es nicht sicher, aber ich nehme an, seit einigen Tagen.“

„Warum nimmst du das an?“

„Wie sie sich im Schulhof und auf der Straße bewegte – man konnte sehen, daß sie nicht zum erstenmal dort war.“

„Soso! Sie ist also seit einigen Tagen hier und hat gar nicht daran gedacht, unsere Bekanntschaft zu machen. Die muß große Rosinen im Kopf haben“, mutmaßte Dan.

„Sie hat sogar versucht, uns zu verhöhnen. Sie sagte doch, in unserer Stadt seien die Spione dumm.“

„Das heißt, daß sie dich bemerkt hat, von uns gehört und dich tatsächlich verhöhnt hat. Sie spricht vieldeutig. Das heißt, sie ist nicht dumm.“

„Doch, sie ist dumm! Ich werde es ihr eintränken!“ erpostete sich Tica.

„Wie willst du's ihr eintränken? Wir müssen diplomatisch vorgehen. Behutsam müssen wir ihr den Standpunkt klar machen, und wenn sie ein patentcs Mädchen ist...“

„Eine aufgeblasene Pute ist sie, die ihresgleichen sucht, das habe ich schon gesehen... Wie könnten wir sie ein wenig zum besten haben?“

„Wir wollen ihr einen Brief schreiben“, schlug Dan vor.

„Doch wer übergibt ihn?“

„Ich! Wer denn sonst?“

„Weißt du denn, wo sie wohnt?“

„Das krieg ich schon heraus – noch ehe du den Brief zu Ende schreibst.“

Dan übernahm es ohne Umstände, den Brief aufzusetzen, Tica aber machte sich sogleich an die Lösung seiner Detektiv-aufgabe.

So kam es, daß in der Abenddämmerung eine eigenartige Erscheinung – ein zerlumpter Junge mit einem weißen Verband über einem Auge und einer spitzen Basenmütze auf dem Kopf – auf einen dicken Stock gestützt, in den Straßen rings um das Lyzeum umherhinkte und mit seinem unverbundenen Auge jeden Hof, jede Veranda, jeden Garten musterte. Schließlich ließ sich der Verwundete müde am Rand des Gehsteigs nieder und begann Kürbiskerne zu verzehren. Die weiße Binde hatte er etwas hochgeschoben, so daß er nun mit beiden Augen ver-

folgen konnte, was sich auf der Veranda des gegenüberliegenden Hauses abspielte.

Auf dieser Veranda sprach nämlich ein dunkelhäutiges Mädchen in sehr weißem Kleid mit einer hohen, hageren alten Frau. Der Krüppel, der mit Feuereifer Kürbiskerne vertilgte, erkannte an den Bewegungen des Mädchens, daß dort auf der Veranda kein freundschaftliches Geplauder im Gange war. Da er aber kein einziges Wort verstehen konnte, schob er die Binde wieder über das Auge, überquerte jämmerlich hinkend die Straße und setzte sich geräuschlos an den Straßenrand vor dem Haus. Sogleich nahm er seine Beschäftigung als Kürbis- kernknacker wieder auf und spitzte dabei die Ohren, so gut er konnte. Und er vernahm alles.

„Wie gesagt, Laura“, erklärte die alte Frau mit fester Stimme, „du hast unter den Strolchen dieser Stadt nichts zu suchen.“

Welch eine zuwidere Alte, dachte der Verwundete bei sich. „Aber Großmütterchen“, sagte eine Stimme, die aus lauter Glöckchen zu bestehen schien.

„Du kannst umherspazieren wo du willst“, fuhr die Stimme der alten Frau fort (es war eine ganz allägliche Stimme, doch der Krüppel fand sie boshaft und knarrend), „doch ich erlaube dir nicht, Bekanntschaften zu machen. Dein Vater hat dich mir anvertraut. Ich bin dafür verantwortlich...“

„Väterchen sagte aber...“

„Laß das Väterchen nur sagen! Ich weiß besser, wie man Kinder erzieht. Auch ihn habe ich zum Mann erzogen. Ueberhaupt sollte er sich schämen. Seit du so klein warst, hat er sich nicht mehr bei mir blicken lassen.“

Der Verwundete konnte die Handbewegung der Alten nicht sehen, dafür hörte er die Stimme des Mädchens in Weiß.

„Aber Großmütterchen, so bedenk doch – ganz allein all die Zeit! Da wäre ich doch lieber mit Väterchen mitgegangen...“

„Und ich? Wie kann ich es all die Zeit allein aushalten, ohne zu klagen? Und laß mich das nicht mehr hören, daß du lieber mit deinem Vater mitgegangen wärst, sonst werde ich böse...“

„Verzeih, Großmütterchen. Ich wollte dich nicht kränken.“ Ein schönes Großmütterchen! dachte der Verwundete bei sich. Das ist ja ein Kinderschreck, eine lebhafte Hexe!

Der schwergeprüfte Junge mit dem kranken Bein und dem verbundenen Auge hörte eine Weile nichts mehr. Doch er wandte den Kopf nicht, um und konnte daher den prüfenden Blick nicht bemerken, den das Mädchen in Weiß auf ihn richtete.

Was ist wohl los ? fragte er sich, doch er kam nicht dazu, sich eine Antwort zu geben. Ein stumpfnasiger Köter kam aus dem Hof gerannt, pflanzte sich vor ihm auf und begann ihn ohne jede Rücksicht auf seinen bedauernswerten Zustand, zähnefleischend anzuklaffen.

Der Krüppel fluchte in seinem Inneren ganz lästerlich darüber, daß er aus gewissen Gründen verhindert war, dem Köter mit einigen wohlgezielten Stockhieben den Rücken zu massieren. Aus diesen kriegerischen Gedanken schreckte ihn die Stimme des Mädchens in Weiß auf.

„Großmütterchen, hast du nicht ein Stück Brot ? Ich sehe da einen Bettlerjungen vor dem Haus sitzen. Der Arme ist blind und lahm.“

Der Verwundete war nicht zu unrecht verzweifelt. Der Köter klaffte ihn ununterbrochen an, das Mädchen in Weiß hatte ihn bemerkt. . . Er tat also, was jeder piffige Junge in seiner Lage getan hätte. Er erhob sich langsam, hinkte einige Schritte weiter und versetzte dem Köter dann blitzschnell einen Hieb, worauf dieser erbärmlich zu jaulen begann. Er aber stürzte mit solcher Windeseile davon, daß der Köter ihn selbst ungeschlagen und unbeeinträchtigten Mutes nicht hätte einholen können.

Ticä langte auf diese Weise so schnell vor Dans Haus an, daß er keine Zeit fand – vielleicht hatte er es auch vergessen – den Verband vom Auge zu nehmen und seine äußere Erscheinung einigermassen zu verändern.

„Was suchst du hier, du Strolch ?“ empfing ihn Dans Mutter am Tor.

„Laß ihn doch, Mutter, es ist. . .“ legte sich Dan schleunigst ins Mittel, als er nach einigen Augenblicken der Verblüffung die Identität des Vagabunden festgestellt hatte, der da so ohne weiteres zum Tor hereinspazierte.

„Ich will gar nichts wissen ! Du läßt dich mit jedem Taugenichts ein ! Hinaus mit dir, du Strolch !“

Ticä hatte keine Wahl. Er ging hinaus und erschien wenige Augenblicke später von neuem in dem Hof, den er soeben erst verlassen hatte ; allerdings hinter dem Haus und ohne Binde, dafür aber mit einem noch größeren Loch in der Hose. Schuld daran war ein Aststumpf, den er nicht bemerkt hatte, als er über den Zaun sprang. Dan hörte sich die neuesten Meldungen an, tröstete den Kleinen darüber, daß er vom Pech verfolgt wurde, wenn er den Detektiv spielen wollte, und las ihm schließlich mit feurigem Ausdruck den Brief vor, an dem er den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte. Es war schon recht

dunkel, man konnte also annehmen, daß Dan seine ganze Epistel auswendig wußte.

„Verehrte Unbekannte ! Wäre ich ein Dichter, hätte ich Dir einen Brief in Versen geschrieben. Verzeih der Natur, die mir diese Gabe vorenthalten hat. Dafür lege ich Dir alle übrigen Gaben, die ein junger Mann haben kann, zu Füßen. Dein Bild verfolgt mich unablässig...“

„Bist du ein Lügner !“ unterbrach ihn Ticä. „Du hast sie doch nie gesehen !“

„Begriffst du denn nicht, daß dies hier ein Brief ist ? Hör' nur weiter : „Im Traum erscheinst Du mir als weiße Fee...“

„Aber ich sage dir doch, sie hat eine dunkle Haut !“

„Pssst !“

„...die in unwirklichen Welten schwebt und furchtlose Märchenprinzen um sich scharf. Gegen diese kämpfe ich mit all meinen Kräften, um allein der Glückliche zu sein, der Dich sehen, die Spuren Deiner Schritte liebkosen und die Blumen küssen darf, die Deine Wangen berührt haben und Dein goldenes Haar...“

„Sagte ich dir nicht, daß sie pechschwarzes Haar hat ?“

„Du hast recht, das müssen wir ändern“, gab Dan zu. „Pechschwarzes Haar geht aber nicht. Das ist nicht poetisch. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken.“

„Schwarz, schwarz, schwarz“, überlegte Ticä. „Die Krähe ! Doch nein, das ist beleidigend. Was ist schwarz ? Der Schwanz meines Hundes, die Tinte, Vaters Tusche. Hm - schwarz wie Tusche. Was meinst du dazu ?“

„Nein, nein, das klingt nicht gut“, sagte Dan. „Vielleicht kohlschwarz...“

„Nein, wirklich, das gefällt mir nicht.“

„Weißt du was ? Wir wollen es machen wie die Dichter. Wenn wir das Wort nicht finden, das wir brauchen, setzen wir einfach etwas, das zu allem paßt. Zum Beispiel : dein wunderschönes Haar. Ausgezeichnet ! Weiter im Text !

Doch das Nahen des Morgens, das andere beglückt, bringt mich in eine traurige Welt zurück, in die Welt der Wirklichkeit, die mir Deinen Anblick verwehrt, die meiner Kühnheit Schranken setzt und meinen Schmerz verstärkt...“

„Einen Augenblick ! Findest du nicht, daß ‚verstärkt‘ irgendwie nach Lautsprecher klingt ?“

„Pssst !“

„Ich halte Dich für ein großmütiges, edles Wesen, dessen Seele erhebender, warmer Gefühle fähig ist. Ich glaube, daß Du bereiter bist, große Schmerzen zu lindern. Wirst daher dem Jungen, der erbebt, wenn er Deine Schritte hört, einen Deiner bezaubernden Blicke zu...“

Das mit den Schritten habe ich von Eminescu, weißt du?“
„Nein“, nahm Tică die Frage ernst.

„... gib ihm die Fröhlichkeit wieder, die ihn früher keinen Augenblick verließ, und laß ihn hoffen, in Dein Herznestchen einziehen zu dürfen. Sind meine Wünsche aber zu kühn, laß mich nur einmal Deine Hand berühren und flüstere mit Deiner Stimme, in der die Glöckchen klingen, Deinen Namen...“

„Woher weißt du, daß sie eine Stimme hat wie ein Schellen-
geläute? Das ist nämlich wirklich so!“

„Ich bin eben eine Dichterseele – was willst du?“

„Jaaa?“ zweifelte Tică. „Als es um das Haar ging, da hat die Dichterseele versagt...“

„Nun, laß schon das Kritisieren, hör lieber weiter!“

... und laß ihn dann scheiden und immer und ewig Dein Bild in seinem guten Herzen tragen. Und willst Du einmal in einem, in zehn, in hundert Jahren wiederkehren...“

Dann wird sie ihrer Großmutter gleichen, dachte Tică.

„... dann wirst Du mich immer noch als ewig Wartenden finden, und die Kraft zu solcher Standhaftigkeit kann nur ein einziges Gefühl geben... Bezaubernde Unbekantheit, zwischen Hoffen und Bangen hin- und hergerissen, bitte ich Dich, willige doch ein, Dich mit mir zu treffen und komme morgen um sechs Uhr nachmittag in den Stadtpark zu der Bank vor dem Denkmal dessen, der wie kein anderer die Liebe besungen hat, des großen Eminescu...“

Nun, Tică, was sagst du dazu? Sprich! Dieser Brief würde selbst einen... Baum zum Stelldichein locken...“

„Das glaub ich nun wieder nicht.“

„Warum nicht, Stupsnase?“

„Weil der Baum männlichen Geschlechts ist. Doch dafür kenne ich ein Mädchen, das dieser Brief bestimmt auch kalt läßt.“

„Wen denn?“

„Lucia. Die würde dir sofort beweisen, daß das Herz kein Nest ist, daß es in der Stimme keine Glöckchen gibt, sondern nur auf dem Jahrmarkt, daß man nicht alle Blumen küssen kann, weil einige davon bitter sind, von Brennnesseln und ähnlichem Gewächs ganz zu schweigen. Ich kenne Lucia.“

„Dein Mohrenfräulein aber kommt gewiß. Denk nur mal: sie ist hier allein und da kommt ein Brief, und welch ein Brief! Sie kommt bestimmt. Aber wie schicken wir ihn?“

„Überlaß das mir. Wann gibst du ihn mir?“

„Wenn du warten willst, gleich. Wenn nicht – morgen früh. Nur mußt du achtgeben, daß sie nicht merkt, von wem er ist. Du mußt ihn ihr sehr geschickt zukommen lassen.“

„Und wenn sie nun kommt?“

„Wenn sie kommt? Wir steigen vorher auf die dicke Eiche hinter dem Denkmal. Wir schreiben noch ein Zettelchen und nachdem sie eine halbe Stunde gewartet hat, werfen wir ihr dieses zu.“

„Und was soll darauf stehen?“

„Etwa folgendes:

Zuwidere, aufgeblasene Unbekannte! Wir haben Dich an der Nase geführt, damit Du sie nicht mehr ganz so hoch trägst und die Rosinen aus Deinem Kopf verschwinden. Willst Du aber in unseren Kreis kommen – wir nehmen Dich auf. Zwei Kirschwinkler. – Was meinst du?“

„Großartig! Ich muß dir sagen, Dänut, daß es mir leid tut, dich bisher unterschätzt zu haben. Du bist wirklich ein netter und kluger Junge. Davon habe ich mich jetzt endgültig überzeugt. Morgen früh bin ich bei dir.“

Dan blieb bei diesen Worten Ticäs vor Staunen der Mund offen. Wollte der Kerl ihn wieder zum besten haben? Doch er hatte so unbefangenen gesprochen...

Ticä war so vorsichtig, das Haus nur zu betreten, nachdem er die Lumpen abgelegt hatte. Sein Aufzug zog also die Aufmerksamkeit seiner Eltern nicht in besonderer Weise auf sich. Als ihn die Mutter fragte, wo er umhergestrolcht sei, gab er eine ausweichende Antwort, und als ihm der Vater mitteilte, Maria habe Besuch, begab er sich zitternden Herzens auf das Zimmer seiner Schwester. Als er jedoch dort kein weißes Wesen antraf, wie er einen Augenblick lang gehofft hatte, wünschte er nur mürrisch guten Abend. Dies ließ Maria und Lucia kalt, beunruhigte aber den Bären ein wenig.

„Was hast du, Ticäso“, fragte er den Kleinen. „Habt ihr beim Fußballspielen Haue gekriegt?“

Die Frage des Bären riß Ticä aus seinen Gedanken und gab ihm im Nu seine Munterkeit wieder.

„Was? Geschlagen haben wir sie, daß die Fetzen flogen. In fünf Minuten drei Tore! Sieben zu zwei.“

Es war klar, Ticàs Benehmen begann eigenartig anzunuten. Der Bär wollte ihm aus der Klemme helfen.

„Kommst du morgen nachmittag um sechs zu meinem letzten Training? Übermorgen ist der Wettkampf.“

„Hast du es denn nötig, noch zu trainieren?“ schmeichelte ihm Ticà. „Dieser Gegner ist doch nicht der Rede wert.“ Wenn man sich den Bären so ansah im Sporthend, mit nackten Schultern und sonnengebräunter Haut, wirkte er als Verkörperung der Kraft und Gewandtheit. Wenn er die Arme bewegte, spielten seine Muskeln wie ein Knäuel Schlangen.

„Sei nicht so zuversichtlich“, erwiderte er. „Mein Gegner ist größer und schwerer als ich. Er ist seit zwei Jahren Juniorenländemeister.“

„Hast du ihn gesehen?“

„Im vergangenen Jahr. In einundvierzig Sekunden schlug er seinen Gegner k.o. Er hat eine fürchterliche Faust. Außerdem ist er sehr geschmeidig.“

„Mußt du denn gegen ihn antreten?“ fragte Lucia. „Wenn er doch schwerer ist als du! Und was hat so ein Freundschaftstreffen überhaupt für einen Sinn?“

„Hab keine Angst“, versuchte Ticà sie zu beruhigen, „der Bär wird schon mit ihm fertig! Sein rechter Kimhaken! Ich habe ihn am Sandack gesehen. Du weißt doch, Bär – du täuscht eine Linke vor, trittst nach links aus, wirfst dich mit dem ganzen Körper herum und schlägst mit der Rechten zu. Genau so sagte dein Trainer. Und ich wette...“

„Sein Trainer sagt, er sei der zukünftige Landesmeister der schweren Klasse“, warf der Bär ein.

„Wenn er dich gesehen hätte, würde er ihn für den gewesen zukünftigen Landesmeister erklären. Du mußt ihn nur einmal deine Rechte fühlen lassen und er schlägt eine andere Laufbahn ein!“

„Du kommst also morgen?“

Ticà zögerte einen Augenblick und sagte dann in dem Bewußtsein, die erste Lüge seines Lebens auszusprechen:

„Ich komme.“ Und das war um so mehr gelogen, als er es sehr bestimmt sagte.

Ticà verließ Marias Stübchen zugleich mit Lucia und dem Bären, hatte aber nicht mehr die Kraft, die Gäste zu begleiten, und überließ dies Maria. Er verfügte sich stracks auf sein Zimmer, warf sich auf das Bett und begann Betrachtungen über alle Schlechtigkeiten und Lügen anzustellen, die er sich an diesen Tage hatte zuschulden kommen lassen. Als ihn seine Mutter zu

Tisch rief, erklärte er, vor einer Stunde bei Dan Kuchen gegessen zu haben. Das trug ihm einige Vorwürfe medizinischer Art ein, daß es nämlich nicht gut sei, vor den Mahlzeiten Süßigkeiten zu essen, weil das den Appetit und schließlich den Magen verderbe.

„Laß gut sein, Mütterchen, du sprichst wie ein Arzt, aber du weißt doch – die Kinder...“

Auf dies wußte sie nur mit einem Lächeln und einem nachsichtigen Kopfnicken zu antworten. Das aber befriedigte Ticia zuerst und versetzte ihn in die Ruhe oder ehrlich gesagt, die Unruhe seiner Gedanken zurück. Schließlich suchten ihn wilde Träume heim, in denen aufgeregte Boxer, brüllende Zuschauer, zuwiderere Großmütter und ein Mädchen in Weiß durcheinanderspukten.

II. KAPITTEL

Der Bär war wieder früh auf. Er armete einige Male tief und sprang von der Veranda. Er hatte, wie immer während des Sommers, draußen geschlafen. Das Bett war aus festen Brettern gefügt, darauf einige Decken – ein hartes spartanisches Lager, das ihm ein vollkommenes Ausruhen ermöglichte. Hinter dem Haus hatte sich der Bär eine originelle Brauseanlage gebaut. Zwei starke Pflöcke hielten ein Faß, besser gesagt, eine Bütte, wie eine Zange fest. Über der Öffnung war eine durchlöcherter Blechplatte genagelt worden. Nachdem der Bär drei Eimer Wasser in die Bütte geleert hatte, zog er einfach an einer Schnur, und die Bütte kippte mit der Öffnung nach unten. Und einige Minuten lang gab es einen regelrechten künstlichen Regen. Der Bär pflegte jeden Tag vor dem Zubettgehen und morgens nach dem Aufstehen zu duschen.

Das kalte Wasser ließ ihn hellwach werden. Er zappelte unter dem Wasser wie ein Teufel, und als die Bütte leer war, schüttelte er sich einigemal und lief sofort zum Barren. Ein paar Vorübungen, dann die Riesenswelle; einige Runden um das Haus – dann war der Bär bereit, an die Lösung unvorhergesehener Aufgaben des Tages heranzugehen. Die leichte Kleidung – kurze Hosen, ein Sporttrikot und Tennisschuhle – war bald angelegt.

Dann nahm der Bär das Eißpaket, das seine Mutter für ihn an einen Nagel gehängt hatte, und ging mit großen, federnden Schritten durch die öden Straßen des Städtchens davon.

Dies tat der Bär seit mehreren Wochen regelmäßig. Das Training auf den Feldern draußen wirkte sich am besten aus. Dort war er ungestört, niemand sah ihm zu – er fühlte sich frei und unbehindert.

Als er draußen ankam, stand die Sonne einige Handbreit hoch am Himmel. Er hingte sein Eißpaket an einen Ast, seine Hosen und das Trikot an einen anderen und begann quertfeldein zu jagen. Wer ihn da so drauflos hätte rennen sehen, hätte ihn für einen Amokläufer halten können. Doch er hatte seit langem erkannt, daß dieses Jagen, das er zuweilen über zwei bis drei Stunden ausdehnte, das beste Training für Leichtathleten und Boxer war. Vor allem für Boxer. Das ungleichmäßige Dahinjagen über Gräben und Hänge erfordert spontane, unvorhergesehene Bewegungen, plötzliche Anstrengungen, Zeiten der Ruhe und wieder Anstrengung – mit einem Wort, es gewöhnt den Körper an die verschiedenartigsten und sonderbarsten Bewegungen. Das Atem paßt sich der plötzlichen Anstrengung an, und bekanntlich ist es für den Boxer das wichtigste, trotz der unregelmäßigen Bewegungen regelmäßig zu atmen.

Der Bär kannte seinen Gegner, schätzte seine Stärke, seine Widerstandskraft, seine Schnelligkeit, und wußte, daß er ihn nicht besiegen konnte, wenn er einfach die Gelegenheit zu einem starken Hieb abwartete (denn es konnte ihm passieren, daß er selbst den Hieb vorher einstreckte), sondern nur, wenn er ihm die gleichen aber noch besser entwickelten Eigenschaften entgegenzusetzen hatte.

Der Bär liebte den Quertfeldeinlauf auch darum, weil er ihn auf Schritt und Tritt auf die Probe stellte. Er sprang auf einen Graben – da hatte er einen Klettenbusch vor sich. Er übersprang auch diesen – wenige Meter weiter ein kleiner Hügel. Er rannte hinauf und herunter, da erblickte er eine Baumgruppe. Er hielt darauf zu und schlangelte sich in den seltsamsten geometrischen Figuren zwischen den einzelnen Stämmen durch, ohne sich daran zu stoßen oder sich auch nur von einem Zweig ritzen zu lassen. Zuweilen faßte er einen Ast und schwang sich daran einige Meter vorwärts. Dies war das Geheimnis der Kraft des Bären, das Geheimnis seiner Wendigkeit und seiner außergewöhnlichen Widerstandskraft.

Nach zwei Stunden Jagens setzte sich der Bär in den Schatten eines Baumes, öffnete sein Frühstückspaket, trank den Tee aus der Thermosflasche fast auf einen Zug und begann eifrig zu

kauen. Das Bild seines Gegners verfolgte ihn. Es war ein kräftiger Bursche mit viel Erfahrung, mit jener Ringroutine, die Sicherheit und Selbstertrauen verleiht. Die einzige Möglichkeit, ihm bezukommen, war ununterbrochener Angriff. Man durfte ihn nicht dazu kommen lassen, irgendeinen Angriffsplan in Anwendung zu bringen, man mußte ihn ständig in die Abwehr zwingen. Und in der zweiten oder dritten Runde mußte der Bär dann seinen besondern Hieb anbringen. Jenen Hieb, den Ticã den rechten Kinnhaken genannt hatte. Der Bär hatte die Bewegung und den Hieb ausdauernd geübt, der Trainer hatte ihn vervollkommenet und ihn sogar einmal am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Er hatte bei einem Training den Bären aufgefordert den Hieb anzuwenden und war selbst bemüht gewesen, ihm auszuweichen, doch da der Bär blitzartig zuschlug, hatte der Trainer den Hieb nur noch schwach abwehren können. Die Gewalt des Kinnhakens hatte ihn ernstlich erschüttert, ja ihn sogar für einige Sekunden in die Knie gezwungen.

Wie aber, wenn der Gegner auf die gleiche Taktik verfällt? Dann kann nur noch die Widerstandskraft entscheiden. Der Bär erhob sich daher, streckte die Glieder und begann sein zielloses Umherjagen von neuem.

Am nächsten Morgen stellte sich Ticã bei Dan ein. Die Buben lasen den Brief noch einmal durch, schrieben das Zettelchen genau so, wie Dan am Vorabend vorgeschlagen hatte, und begaben sich dann in den Stadtpark, um das Terrain zu sondieren.

Etwa zwanzig Meter hinter dem Eminescudenkmal stand ein großer, dichtbehauber Eichbaum, der im Notfall als idealer Beobachtungsposten gelten konnte. Zwar ärgerte es Dan, daß er mit seinen schwachen Kräften die Eiche erklimmen sollte, doch es gab keine andere Möglichkeit zu sehen, ohne gesehen zu werden, und da mußte er sich eben mit dem Gedanken vertraut machen. Aufmerksam verfolgte er Ticãs erfolgreiche Bemühungen und beschloß dann, ihm nachzusteigen. Der Knipps gab ihm die erforderlichen Anleitungen, und so faßte er denn einen Ast, stemmte den Fuß in eine Höhlung, stützte sich auf einen zweiten Ast, kniete auf einen Stumpf und kam schließlich oben an. Zwar war er etwas zerschunden und schnappte keuchend nach Luft, aber eben war er.

„Ticã, ich muß Akrobat werden! Oho, wie gut man von hier sieht!“

Im Schutze des dichten Blätterdachtes konnten sie tatsächlich den Teil des Parkes ganz prachtvoll überblicken. Vor allem die

bewußte Bank, die Bank vor dem Denkmal schien ihnen keine zwei Schritt weit.

„Wunderbar!“ erklärte Tică. „Eine halbe Stunde lang lassen wir sie warten, dann schließe ich ihr den Zettel mit der Schleuder genau in den Schoß. Das kann niemand so gut wie ich.“

Dan stimmte zu, und nach diesen Feststellungen kletterten die zwei von der Eiche herab, trennten sich und gingen jeder seinen eigenen Angelegenheiten nach. Dan wollte weiter in seinem Buch lesen, das war ein angenehme Aussicht. Tică aber mußte den bewußten Brief an seinen Bestimmungsort befördern – und das war weniger angenehm.

Der Schlingel begab sich zunächst in den Lebensmittelladen in der Straße des Mädchens in Weiß, um vielleicht dort noch etwas über das Auftauchen der Unbekannten in jenem Stadtteil zu erfahren. Tică zwinkerte seinem Lieblingsverkäufer, bzw. dem Verkäufer dessen Lieblingskunde er war, schlau zu, was diesen veranlaßte, zu ihm herauszukommen. Es waren zur Zeit nicht viele Käufer da, so konnte Tică einen Augenblick in Ruhe mit dem jungen Mann sprechen. Tică fiel natürlich nicht mit der Tür ins Haus. Er fragte zunächst, was für neue Waren erwartet würden, sprach dann über die Undankbarkeit und Grobheit mancher Käufer, vor allem vertrockneter, keifender alter Frauen, dann über die Frechheit mancher Mädchen, die noch dazu den Mut haben, sich weiß zu kleiden, doch weil er fürchtete, schon zuviel gesagt und seine Absichten verraten zu haben, beging er jetzt den Fehler, den bevorstehenden Boxkampf zu erwähnen. Er hatte gehofft, sogleich wieder auf das Mädchen in Weiß zurückkommen zu können. Doch als der Verkäufer – er war sechzehn Jahre alt – das Wort Boxkampf hörte, verwandelte sich sein Mund in eine so sprudelnde Quelle von Voraussagen, daß man hätte glauben können, er selbst werde statt des Bären im Ring stehen. Tică unterbrach seinen sporttheoretischen Schwung und schlug ihm eine Wette vor. Eine Tafel Schokolade gegen fünf Flaschen Bier, daß der Bär seinen Gegner in der ersten Runde k. o. schlagen werde. Der Verkäufer behauptete, der Bär könne im besten Fall eine höhere Punktzahl erzielen, eigentlich aber sei er überzeugt, der Bär werde geschlagen. Um seine Wette nicht zu gefährden, schlug Tică eine zweite vor: zwei Tafeln Schokolade gegen zehn Flaschen Bier, daß der Bär siegen werde. Der andere nahm mit Freuden an – er sah Ticăs finanziellen Ruin voraus ohne zu überlegen, daß ihm das gleiche Schicksal ereilen könnte.

„Es bleibt also dabei : zwei Tafeln Schokolade gegen zehn Flaschen Bier. Hol mich der und jener, wenn ich die Wette nicht eingehe !“ bekräftigte der Verkäufer.

„Eigentlich muß ich sagen“, gab Ticã dem Gespräch die ihm erwünschte Wendung, „daß ich gar nicht weiß, was ich mit so viel Schokolade anfangen. Wenn ich eine große, dünne, alte Frau kenne, würde ich sie ihr schenken, denn die muffeln gerne Süßes. Obgleich sie eigentlich den Mädchen in Weiß noch besser schmeckt . . . !“

„Halt, halt“, fiel der Verkäufer ein, dessen Klugheit Ticã mit gutem Grund nicht eben hoch einschätzte, „wir haben hier in unserer Gasse eine große, dünne Alte, bei der seit einigen Tagen ein weißgekleidetes Mädchen wohnt. Hol mich der und jener.“

„Tatsächlich ?“

„Jaja. Sie sagen, die Alte hätte mehrere Söhne, berühmte Leute. Sie ist aber des Teufels, die Alte. Ich habe sie zu dem Mädchen sagen hören, es dürfe hier in der Stadt keine Bekanntschaften schließen. Das Mädchen kommt aus Bukarest und heißt Laura. Sie ist, glaube ich, in der letzten oder vorletzten Mittelschulklasse. Die Alte kommt meist gerade um diese Zeit zu uns einkaufen. Hol mich der und jener. Willst du denen die Schokolade geben ?“

„Welche Schokolade ?“

„Hast du denn nicht gesagt . . . ?“

„Und du ? Sagst du nicht auch ‚hol mich der und jener‘ und willst doch, denke ich, nicht wirklich geholt werden ?“

Der Verkäufer hatte nicht mehr Zeit zu antworten, denn er wurde hineingerufen. In diesem Augenblick sah Ticã eine große, hagere alte Frau mit einem Korb am Arm auf den Laden zu kommen. Ticã ließ sie ohne Scheu vorübergehen und eintraten und während sie ihre Einkäufe machte – das dauerte ziemlich lang, weil sie ständig etwas aussetzen hatte –, entwarf er einen Blitzschlagplan. Jemand mit dem Brief zum Mädchen schicken ? Ticã hatte zu Unbekannten kein Vertrauen, und den Schlingeln seiner Gruppe offenbarte er nicht gern ein Geheimnis. Die sind noch viel neugieriger als die Mädchen. Die würde ich in alle Ewigkeit nicht mehr los. Den Brief in den Korb der Alten schmuggeln wäre eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit gewesen, denn die Alte hätte den Brief finden können, und dann wäre eine allgemeine Katastrophe erfolgt. Was tun ? Was tun ? Aber Ticã hüpfte sogleich mit freudeglühendem Gesicht hoch und unterdrückte mit Mühe einen Ausruf. Er hatte die Lösung ge-

künden. Wie aus der Pistole geschossen, stürzte er in den Laden, drängte sich vor und forderte für einen Leu Stecknadeln.

Seine Unverschämtheit und sein Begehren wurden natürlich von allen Käufern und Verkäufern heftig gerügt.

„Was soll das heißen? Sind wir im Dschungel?“ knarrte die Stimme der Alten. „Da sich mal einer an! Ich habe auch Kinder gehabt, Gott sei Dank leben sie alle noch, aber...“

Ticä suchte sie zu begütigen, er sprach voller Verständnis:

„Sie wissen doch, wie Kinder sind...“

„Das ist die Höhe! Unerhört!“

„Hinaus! Du bist hier nicht bei dir zu Hause!“

„Wenn ich hier zu Hause wäre, würden Sie mich nicht schelten!“

„Wir halten keine Stecknadeln. Die bekommst du in der Eisenhandlung.“

„Was willst du denn mit den Stecknadeln anfangen, du Dummkopf?“

„Ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten und habe nichts, um ihn herauszuholen.“

„Der arme Kerl! Und wir schelten ihn!“

„Armes Kind! Sucht doch eine Stecknadel!“

„Da hast du eine Nadel, Bübchen!“

„Küß die Hand, Tanchen“, dankte Ticä. „Gott erhalte ihre Enkel!“

„Der Allmächtige erhöre dich! In welchem Fuß hast du denn den Dorn?“

Doch Ticä war schon zur Tür hinausgestürzt. Und da erst bemerkten die alten Damen, daß der Junge festes Schuhwerk an den Füßen hatte.

„Der Lump hat uns was vorgemacht...“

„Solche Taugenichtse sind uns noch vorgekommen...“

„Verhüt's Gott, die fahren dir sogar in die Taschen...“

„O weh, wo ist meine Geldbörse? Zu Hilfe, der Dieb hat meine Börse gestohlen! Daß ihn das höllische Feuer...!“

„Seht ihr, so ein Heuchler! Ruft die Milzt!“

„Wem gehört denn die Börse da? Sie liegt hier neben dem Pult.“

„Gott sei gepriesen, das ist sie. Und ich habe den Armen un-schuldig verflucht. Toi, toi, toi!“

„Vielleicht hat er tatsächlich einen Dorn im Fuß?“

„Warum denn nicht? Er wird die Schuhe nachher angezogen und dann erst den Schmerz gespürt haben.“

„Armes Bübchen! Er hat so respektvoll gedankt!“